

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 15.

Bromberg, den 18. Januar

1929.

Eliza.

Roman von Rudolph Straß.

Copyright by August Scherl G. m. b. H., Berlin SW.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Gräfin Braunheim senkte sanft die Wimpern. Sie reizte ihn nicht durch Widerspruch. Sie sagte nichts. Sie setzte sich unruhig atmend nieder. Sie wechselte wieder die Farbe und klappernte, um ihre Erregung zu bemänteln, geschäftig mit Taschentüchern, Zuckergänge und Schnabelkännchen. Er folgte voll stillen Glücks dem nervösen Spiel ihrer Hände in hausfraulichem Gehaben. Er trat dicht vor sie hin und schaute auf ihren dunklen Vordenkopf hinunter.

„Ich habe Ihnen ja alles, wie es mir ums Herz ist, geschrieben, Eliza!“ versetzte er gedämpft. „Sie haben meine Briefe von unterwegs erhalten?“

„Nur einen aus Frankfurt...“ Eliza Braunheim goß ihrem Gast in der Aufregung die Tasse bis über den Rand voll. „Da hab' ich nen Popper vor Freude getan, wie ich euch beide erst glücklich beim Mäpser Umschel gewußt hab'! Wegen den Rothschild kann der Napoleon selber nix machen — weil dem der Fürst Primas just auch noch die Stange hält! Ich hab' es neulich auf einer Assemblée in Mainz selber vom Dalberg gehört!“

Das war wieder, ganz naiv, die hochgeborene Ständesherrin — mit den Großen dieser Welt auf du und du, zwei Leibtrabanten vor der Türe. Der Kandidat Wisselind stützte sich mit der Hand auf die Lehne ihres Sessels. Er beugte sich schmerzlich zu ihr nieder.

„Und meine Briefe aus Wien — aus Breslau — die ich mit Blut — nicht mit Tinte schrieb — wo, Eliza, stehen Sie die verstauben?“

„El — die liegen noch zupetschert in Krähenstein! Die hab' ich doch gar nimmer gekriegt!“ Die Gräfin Braunheim sprang stürmisch auf die Füße. „Ich bin doch gleich nach Ihne von dort weg! Also das war 'ne Geschicht! Daß ich die Kurasch' gefast hab', endlich einmal aufzubegehre — das verdank' ich bloß Ihnen, lieber Freund — dem Tag, wo Sie da waren! Seitdem hat's mir einen Halt gegeben, daß ich einen Mann hinter mir gewußt hab'!“

Das hieß mal e jour de bataille! Die Reichsgräfin ging, hitzig noch in der Erinnerung, durch das Zimmer. „Also — ich bin vor die Grand'maman“, sie blieb herausfordern, die Hände in den Hüften, stehen, „und ihr und meinen Herren Brüdern einmal rund die Wahrheit in die Wisasch': Grand'maman — Sie sind eine stockalte Ahnfrau, die die neue Zeit nit mehr versteht! Kasimir — du kannst nix wie hopse und tempele und auf die Mägdle pirsche, und an dir, Hyazinth, ist ein Klosterbruder verloren! Ich bin der einzige Mann in der Familie! Ich rette unsere Braunheim-Krähensteinsche tausendjährige Libertät! Ich fahr' nach Paris zum Napoleon!“

„Werden Sie auch vor allen Leuten wieder vor ihm niederknien, wie damals in Tilsit?“ frug der Kandidat feindselig.

„Wenn's um mein Stammhaus geht — warum nit? Aber der Napoleon mag mich leiden! Der schmunzelt, wenn er mich sieht! Ich seh' es schon bei ihm durch, daß Braunheim-Krähenstein ebensogut ein souveräner Rheinbundstaat wird,

wie es Braunheim-Kestrich ist! Etch — mein Herr Vetter Viktor!“

Die Reichsgräfin machte eine lange Nase, in der Richtung nach Westen zur Großen Armee, und wandte sich triumphierend zu Juel Wisselind.

„Aber wenn ich dann den Karren aus dem Dreck geholt hab', will ich ihn auch kutschieren! Der Kasimir soll nur nach außen hin, als eine Strohpyrr, den Landesvater mache, und ich an seiner Stell' in Wirklichkeit das Best in der Hand halte! Dafür hab' ich jetzt von der Grand'maman und Messieurs mes Frères Brief und Siegel!“

„Eine Frau kann doch nicht regieren, Eliza!“

„Wenn man's nit merkt, schon!“ Die junge, hübsche Gräfin lachte pfliffig, mit vor Glück glänzenden Augen. „Es gehört schon ein fester Arm bei, der mit eisernem Wesen die Krähensteinsche Saubucht auslegt! Das kann ich selber als ein Frauenzimmer freilich nit! Die Landstraße wimmelt von Deserturen und Bettlern — die Wälder stecken als noch voll Räuber — und die ärgsten Räuber sind die lieben Nachbarn und Standesgenossen! Das ist seit dem End' vom heiligen Reich im Vorjahr, wie im Fischweiher: die großen Fische fressen die kleinen.“

„Und die Franzosen fressen euch alle!“

„Jetzt da muß also ein Mann hin, der Haare auf den Zähnen hat — aus dem Ausland, damit er sich um seine Vetterliwirtschaft kümmert — ein Mann, der die Straßen in Ordnung und die Wälder in Sicherheit hält — der den Untertan in Gehorsam hält und die Jüdenschaft dämpft und die Steuern umlegt und die Refruten beirreißt, damit der große Napoleon seine Freund' an unserem kleinen Vändle hat!“

„Viel Wasser!“

„Der Mann muß nach außen hin im Namen von meinem Bruder Kasimir amtieren! Den Simpel, den Kasimir, lasse wir bei seinen Karten und seinen Amouren! Um den klammern wir uns nit — sondern dieser Mann aus dem Ausland ist, er esset, mein Berater und mein Majordomus, der meine Ordres ausführt...“

„Das heißt: die Befehle der Franzosen!“

„Ich hab' gedacht, wir geben ihm zu seinen schönen Reden einen recht stolzen Titel — etwa hochgräflich Braunheim-Krähensteinscher Staatsdirigent! Ich mach' ihn gleich von Anfang an zur Exzellenz, damit's ein Ansehen vor den Leuten hat! Mit der Juristerei muß er natürlich Bescheid wissen — aber Sie sind ja gelehrter Jurist — kurz und gut!“ Eliza Braunheim wurde über und über rot. Sie klatschte glücklich in die Hände. Ihre dunklen Augen leuchteten geheimnisvoll und hoffnungsvoll wie die eines Kindes vor Weihnachten. „Ich bin gekommen, lieber Freund, um Sie als meinen Staatsdirigenten nach Krähenstein zu holen! Als Berater — als Freund! Wir sehen uns dort jeden Tag! Jetzt packen Sie nur Ihr Koffer! Die Sach' preßiert!“

Der Däpreuße stand breitbeinig, die Arme über der Brust verschränkt. Es wetterleuchtete jäh in seinen blauen Augen.

„Oh — ich verstehe!“ sagte er mit einem wilden Lächeln um den zähen, hartlosen Mund. „Ihr Herr Staatsdirigent soll die Chauffeen wie einen Tanzplatz halten, damit die Alte Garde sich darauf keine Blasen läuft...“

„Vive l'Empereur!“ rief nebenan der weiße Vogel.

„Er soll bei Bauer, Bürger und Jud die Gelder für die unerfülllichen französischen Intendanten herausquetschen...“

„Mats — mön dieu — lieber Freund...“

„Er soll durch Landreiter die Söhne aus dem Eltern-

haus, von Pflug und Hobel weg, treiben — als Kanonen-
futter für Spanien . . .

„Lieber Gott — ich hab' die Rheinbundakte mit gemacht!“
„Er soll seine deutschen Vandalen bedrücken und vor
den Welschen auf dem Bauch liegen, damit es euch gekrönten
Dienern und Dienerinnen des großen Dämons wohl ergehe
auf Erden!“

„Um Gottes willen — Zuell!“ Die Gräfin Eliza schrie
in heller Angst auf. Sie wich mit vorgestreckten Händen
von dem Kandidaten Wisselind zurück.

„Auf Erden — aber auch da nicht für immer! Es wird
noch einmal schon hier unten Gottes Zuchttrute auf die
fallen, die Muttersprache und Elternhaus und Vaterland
für ein Pariser Vinsengericht verschachern! . . .“

„Nähsigen Sie sich . . .“ Eliza Braunheim versuchte, hoch-
fahrend dreinzublicken. Aber ihre Stimme schwankte. Die
Falten ihres weißen Musselinkleides zitterten im leisen
Schlottern ihrer Glieder. Der Kandidat Wisselind stand
mit zwei langen Schritten dicht vor ihr. Er deutete ihr
mit dem Zeigefinger auf die Brust — gerade da, wo ihr
Herz in wildem Gähmen Sturm läutete.

„Da drinnen fehlt es euch!“ sagte er leise und bitter,
während der Schmerz über seine harten Züge zuckte. „Da
schlägt kein Herz für unser Volk . . .“

Die Gräfin Eliza schaute zu ihm auf, mit vor Schrecken
halboffenem Mund, aber mit einem stummen Flehen in den
braunen Augen: Für dich schlägt mein Herz . . . Der
Kandidat Wisselind schüttelte den Kopf.

„Dies trennt uns mehr als Stand und Geburt! . . .
Mag es bei euch Hochgeborenen à la Mode sein, sich fern und
frei vom Volk zu wissen! Ich komme aus dem Volk — da,
wo es am tiefsten ist — und weiß: Keiner von uns lebt sich
selber und keiner stirbt sich selber — sondern er gehört der
Nation!“

„Zuel — ich mein' es ja gar nit so arg . . . Sie
brauche ja gar nit mit den Franzose zu tun habe — das
richt' ich schon ein . . .“

„Den Franzosenkaiser als Herrn über sich anerkennen,
Eliza, heißt sich und Deutschland verraten!“

„Zuel . . . Sie tun mir so weh!“

„So spricht ein Preuße, der nicht anders sprechen kann,
weil er ein Preuße ist und weil jetzt das preussische Volk
erwacht — und er mit ihm . . .“

„Überlegen Sie sich's, Zuel!“

„Vor wenigen Tagen, Eliza, habe ich oben in Memel
einem der würdigsten Männer vor Gott im Himmel gelobt,
Preußen mit meinem ganzen Herzen und Gemüt zu dienen,
nicht rechts und links zu sehen auf dem Weg zu einem
neuen Preußen! Selbst wenn mich nichts anderes hielte,
hände mich dieser Schwur! Ich kann nicht Ihr Land für
die Franzosen verwalten . . .“

„Zuel . . .“

„Vielleicht erfüllt sich einmal die Zeit, und ihr tanzt
nicht mehr um das apokalyptische Tier! Dann . . . nur
dann. Ich kann nicht mehr . . . Leben Sie wohl, Eliza!“

„Zuel . . .“

Aber draußen saßen schon die Kreolin, die Marseiller
Beltten, die provençalischen Fosen lachend dem finsternen
Nistpreußen nach, der bleich, ohne sie eines Blickes zu wür-
digen, an ihnen vorbei zur Treppe stürzte. Die Gräfin
Braunheim lag innen auf dem Divan, das Antlitz ver-
zweifelt in den Rissen.

„Spring' ihm nach, Martchel!“ schluchzte sie. „Sag' ihm,
ich hätt' ihn doch so gern! . . . Er soll doch noch einmal
komme . . . ich müßt' ihn noch einmal sehe . . . ich
müßt' . . .“

Ein Weinkrampf schüttelte sie. Sie seufzte die ge-
stirnte Freundschaftsurne und die beiden Amoretten des
Atlaspolsters mit ihren heißen Tränen, bis die dralle
Blonde atemlos wieder vor ihr stand.

„Gerade wie ich zum Pferdeverleiher hingekomme bin,
ist er davongerittelt!“ meldete sie verächtlich. „Gefiehlst und
gehornt, wie er war! . . . Nach Memel hin — soll er ge-
sagt haben, und er kam' sobald nit retour . . .“

Die Reichsgräfin Eliza richtete sich auf und fuhr sich
mit der blaublichtig geäderten, weißen Hand über die nassen,
dunklen Wangen. Auf ihrem totenbleichen Antlitz erschien
ein Ausdruck von leidender Härte.

„Der sagt — es geht ums Volk . . .“ sprach sie er-
schöpft . . . „und ich sag': Es geht um mein Haus Braun-
heim-Krähenstein! Ich muß meine Pflicht erfüllen — so
gut wie er glaubt, daß er eine hat! Nicht' gleich alles,
Martchel! Wir fahren morgen los — nach Paris — zum
Napoleon . . .“

Die Gräfin Braunheim war wieder allein. Sie lag
wieder und schluchzte in die Kissen . . . Und nebenan schrie
der Kafadu: „Vive l'Empereur!“ . . .

In den Nadspeichen der großen, zitronengelben Reise-
kutsche klebte noch der weiße Krebstaub der Champagne.
Aber diese kalterlich-französische Extrapoist hatte schon das
Marnetal hinter sich. Der Vorreiter trobtte bereits über
das holperige Pflaster des Dörchens Pantin und machte
der hinterherrassenden Karosse den Weg durch Gänse-
geflatter, Kinderlärm und Ferkelgalopp frei. Auf dem
Bock, neben dem Kutscher, saßen, feierlich freckrot livriert,
die beiden häuerlichen Krähensteiner Leibtrabanten. Innen,
auf dem Vordersitz, Martche, das Kammermensch, ihr ge-
gentüber, im Grund des Wagens, die Reichsgräfin Eliza
Braunheim selbst, mit ihrer Försungfer, der Boxbach. Bei
den letzten Häusern von Pantin drehte der Vorreiter
den Kopf und deutete nach vorn:

„Paris!“

„Endlich!“ Die junge Standesherrin atmete auf. Ihre
hübschen Züge waren von der langen Reise vom Kurischen
Haff her durch vieler deutscher Herren Länder wind- und
wettergebräunt aber milde und ernst. Sie spähte hinaus
in die hell besonnene, milde, weiße Winterlandschaft. „Jetzt
guck' Sie nur, Boxbächle — die viele wüste Schornsteine
und der kahle Berg darüber und der Hause dürre Stein-
brüch' dahinter — also das is Paris!“

„Man merkt trotzdem, daß man sich der Hauptstadt
Europas nähert!“ sagte die Baronesse Boxbach auf fran-
zösisch wegen der mitreisenden Dienerschaft. „Sehen gräf-
liche Gnaden nur die vielen Schloßer mit artigen Gärten!
Die Landstraße lebt! Marktleute — kaiserliche Kuriere . . .
Gepuzte Frauenzimmer in Equipagen . . . Reitende
Postillone . . . Hohe Funktionäre . . .“

„Und in der Champagne haben wir in den Weinbergen
nur noch Weiber, Kinder und alte Leute bei der Arbeit
gesehen! Alle Männer marschieren hinterm Kalbsteil! Und
so ist's überall in Europa! Der große Napoleon hegt die
Menschen immer wieder aufeinander und teilt die Welt in
zwei feindliche Lager! Und man ist in dem einen, und
der, den man liebt, ist in dem anderen . . .“ Die Gräfin
Braunheim schüttelte leise die Reiseschute mit dem lang
mehenden, seegrünen Schleier. „Ach — das stimmt einen
traurig, liebe Boxbach!“

„Euer Gnaden haben mich huldvoll Ihrer Confidentien
gewürdigt . . .“

„Ich hab' Ihr mein Herz anschnitten müssen, Boxbächle!
Mir ist so weh ums Herz! Ich fühl' mich so belebt! So
erzählt! Tausend Jahre ist mein Geschlecht alt. Aber
sicher ist, so lang' die Welt steht, niemals eine von meinen
Vorfahrinnen so tief hinuntergestiegen unter ihren hoch-
adeligen Stand und hat ihr edles, blaues Geblüt ver-
leugnet und hat wie ein Schneiderstöchterchen oder ein
Schöppchenkind dagestanden: Da bin ich! — und hat dafür
so schönen Dank geerntet . . .“

„Im Besitz des allergnädigsten Vertrauens Euer Erlaucht
wage ich zu bemerken: Es war ein Irrtum! Man muß
ihn vergessen!“

„. . . Es war ein Irrtum . . . man muß ihn vergessen . . .“
Die Gräfin Eliza wiederholte es halb geistesabwesend, die
dunklen Augen in der Ferne. Plötzlich fuhr sie heißblütig
empor und warf den Kopf heftig in den Nacken. „Sie hat
ganz recht, Boxbach! Ich danke Ihr! Ich hab' es weh
Gott nicht nötig, mich an einen wilden Mann in Ostpreußen
wegzuwerfen — einen Mann aus dem Urwald — irgendwo
da in Nacht und Dunkel geboren — der nichts von mir
wissen will! . . . Ich hab' meiner Seel' jetzt in Paris
Wichtigeres vor!“

„Ist das nicht unser Hofintendant, Gräfin, der uns da
entgegenkommt?“

Ein schellentlingelndes Pariser Mietfabriolett rollte in
scharfem Trab heran und hielt. Der lange, hagere, schwarz-
gekleidete Mariophilus de Buz sprang heraus. Er strahlte
sein glattestes, schleimig-untertäniges Fuchslächeln.

„Es war ein Glück, daß hochgräfliche Gnaden mich nach
Paris vorausschickten!“ kispelte er, während er in die Reife-
faleiche hineinletzte und neben der Martche die langen,
dürren Beine hochzog. „Ah . . . Paris! . . . Da geht einem
alten kurlblinischen Ecuyer wie mir das Herz auf! Da
atmet man die süße Luft der halben Heimat, wie am
Rhein!“

„Hat Er etwas vor sich gebracht?“

„Man hat seine Zeit nicht verloren, Exzellenz! Ich war
überall, wo man in Paris die Männer der Geschäfte und
die Damen von Einfluß trifft. Ich dejeunerie mit ihnen
bei Maudet und Bern, ich nahm meinen Chocolat im Kaffee-
haus „Zum Wilden“, wo Robespierres ehemaliger Kutscher
die seine Welt als Menschenfresser erzählt, ich dinsterte bei
Carazza und in den „Tausend Säulen“, ich pointierte an
den Splettischen im Tribunalspalast, unter dessen Arkaden,
zwischen Lotterie-Comtoirs, Leihhäusern und den Budiken
der Haarfränsler, es immer noch guter Ton ist, die großen
Affären von Paris zu erledigen. Ich tanzte in den Sälen
von Frascati nach der neu in Schwung gekommenen Neger-

musik des berühmten Violanten Julien. Ich schlenderte nach Mitternacht noch durch die galanten Cercles im Rivoli-garten!

„Hat Er die vollständige Liste der Bestechungen?“

„Hier! Euer Gnaden kommen in Paris eben zurecht zu der großen Parade vor den Tuileries. Der hochberedete Obergst Debilly wird Sie empfangen — eine Brillantentabatière mit guten Steinen — und dem Neuveinspektor Monnard — tausend Pivres bar — empfehlen und dieser Sie dem Kaiser melden! Der Kaiser wird Sie morgen in Fontainebleau empfangen! Ich habe Ihre Staatsrobe deswegen nicht bei dem berühmten Herrn Verot, sondern bei dem neuen Veloci-Tailleur im Tatarenzelt bestellt! Er kleidet jede Dame in zwei Stunden von Kopf bis zu Fuß auf das prächtigste ein...“

„Und in Fontainebleau?“

„Der Polizeiminister Fouché erhält zwanzigtausend Pivres dafür, daß er Ihre Audienz beim Kaiser nicht hintertreibt. Der Minister des Innern die Hälfte. Es ist der feste Preis für solche kleinen Gefälligkeiten! Der Kammerherr, der Sie anmeldet, Marquis de Valpurgis, empfängt rund tausend. Die Douceurs für den Sekretär, der die kaiserliche Ordonnanz ausfertigt, den Schreiber, den Kassierer, den Boten — das alles erst, wenn Euer Gnaden die Urkunde der Krähensteinschen Rheinbundsouveränität in Händen haben!“

„Und die Herzogin von Alta Villa kriegt für ihre Vermittlung das große Perlenhalsband?“

„So war es mit der Frau Marschallin vereinbart! Und die Generalin Viviers den großen, türkschen Diamanten aus der Kampagne des Prinzen Eugen!“

„Der halbe Braunheimsche Familienschmuck geht flöten! Und die ganze Kriegskasse unserer Schussjungen dazu! Aber was will man machen?“ rief Eliza Braunheim ihrer Hofjungfer durch den Straßenlärm ins Ohr. Die Kellereische hat bereits mitten im Gemüß der engen Pariser Gassen — im Geschrei der savoyardischen Wasserträger vor ihren buntemalten Tonnen, der Limonadenschlepper und Treisshändler, der Zeitungskolportiere, der alten Weiber mit den Empfehlungszetteln von Doktoren und Wundärzten — in einem Wagengetümmel, einem Menschengewimmel, wie es die beiden Damen aus dem Odenwald noch nicht erlebt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Preisausschreiben.

Eine haarsträubende Dummheit von G. W. Deyer.

„Aber bitte, Herr Photograph, geben Sie sich Mühe, viele Mühe. Das Bild muß, na, wie soll ich gleich sagen? Das Bild muß...“

„Verstehe, verstehe, Herr Piepmeyer. Sie wollen der verehrten Frau Erbstante eine Freude damit bereiten. Ich werde mir größte Mühe geben.“

„Aber bitte, Herr Photograph, ich muß doch dringend bitten, keine Scherze mit mir oder mit meinem Karlchen zu treiben! Von Erbstante kann gar keine Rede sein. Nein, das Bild soll den ersten Preis in einem Wettbewerb für Kinderbilder gewinnen. Den ersten Preis, sage ich Ihnen, den ersten Preis!“

„Minna, Minnaa, Minnaaaaa...“

„Ja nu, was ist denn los?“

„Na, endlich sind Sie da. Wo haben Sie denn wieder einmal gesteckt? Was, Karlchen soll so geprügelt haben, weshalb Sie mich nicht hörten! Bedienen Sie sich gefälligst anderer Ausdrücke, wenn Sie von meinem Karlchen sprechen! Zur Sache. Bringen Sie diesen Brief sofort zum Kasten. Wichtig hineinstecken, verstanden? Nicht daneben fallen lassen! Ein ganz wichtiger Brief, ein Bild Karlchens für den Wettbewerb. Natürlich haben Sie in Ihrer Unschuld wieder keine Ahnung, was ein Wettbewerb ist?“

„Nö!“

„Na, ich erkläre es Ihnen, wenn die Sache erst vorbei ist. Habe jetzt keine Zeit. Sie sollen dann auch zehn Mark geschenkt bekommen. Nun los zum Briefkasten! Halt! Nehmen Sie diesen Brief noch mit und geben Sie ihn bei Herrn Würgmüller ab. Sie kennen doch Herrn Würgmüller?“

„Ach ja, das ist der Herr mit die komische dicke Nase!“

„Minna, ich muß doch sehr bitten! Nun machen Sie aber, daß Sie Ihren Auftrag ausführen.“

„Liebes Frauchen, es ist 6 Uhr. Ist die Zeitung noch nicht da?“

„Nein.“

„Liebes Frauchen, es ist 6 Uhr 5. Ist die Zeitung noch nicht da?“

„Nein!“

„Liebes Frauchen, es ist 6 Uhr 10. Ist die Zeitung noch nicht da?“

„Doch, eben ist sie gekommen, damit du mich endlich zufrieden läßt.“

„Rasch, rasch, gib sie her. Wo steht es denn? Ah hier: Gewinners unseres Preisausschreibens, siehe Seite 8.“

Seite 8, warum Seite 8? Vorne mußte das hin, ganz vorne, damit alle gleich sehen, daß unser Karlchen...

Was ist das? Erster Preis: Max Bauer; zweiter Preis: Gertrud Gilsner; dritter Preis: Nepomuk Würgmüller.

Und ich? Nichts! Gar nichts! Nepomuk Würgmüller, dieser Mensch mit seiner Kröte von Max hat einen Preis bekommen! Und unser Karlchen nichts, gar nichts!“

„Nun, beruhige dich doch. Das ist ja weiter kein Unglück.“

„Was, kein Unglück! O, du Arrrrabenmutter!“

„Minna, Minnaa, Minnaaaaa...“

„Ja nu, was ist denn wieder los?“

„Hören Sie denn nicht, daß die Hausklingel läutet?“

„Nö.“

„Scheren Sie sich sofort an die Flurtür!“

„Ja nu, ich geh' schon.“

„Ah, Herr Würgmüller, freut mich sehr. Sie haben schon lange nichts mehr von sich hören lassen.“

„Ich war mit Frau und Kind auf acht Tage verreist. Bei der Rückkehr bekam ich Ihren Brief. Er war übrigens unfrankiert und kostete Strafporto.“

„Unfrankiert? Den habe ich doch durch mein Mädchen geschickt. Minna, Minnaa, Minnaaaaa...“

„Ja nu, was ist denn schon wieder los?“

„Was haben Sie mit dem Brief an Herrn Würgmüller angefangen?“

„Unter die Tür geschoben.“

„Nein, Fräulein Minna, da irren Sie sich. Diesen Brief hier haben Sie unter meine Tür geschoben, aber nicht den an mich gerichteten.“

„Was, ein zweiter Brief! Zeigen Sie her, Herr Würgmüller. Meine Beteiligung am Wettbewerb! O, diese Niedertracht! Deswegen hat mein Karlchen keinen Preis bekommen. Jetzt erkenne ich die Intrige. Sie haben sich die Dummheit dieses Wundstabses zu Nutzen gemacht, Herr! Sie haben meinen Brief an die Zeitung absichtlich liegen lassen, weil Sie meinem Karlchen keinen Preis gönnten. Nur deshalb konnte Ihre Kröte, Ihr Max, den letzten Preis bekommen. Herr, Sie sind...“

„Herr Piepmeyer, Sie beleidigen mich. Mein Rechtsanwalt wird die weiteren Schritte unternehmen. Guten Morgen.“

„Minna!“

„Bin schon da!“

„Packen Sie Ihre Sachen.“

„Bin schon fertig!“

„Hier haben Sie Ihr Geld.“

„Schön, da fehlen aber zehn Mark!“

„Was für zehn Mark?“

„Die haben Sie mir versprochen, wenn der Wettbewerb vorbei ist.“

„Hinaus!“

„Herr Piepmeyer, Sie beleidigen mich. Mein Rechtsanwalt wird die weiteren Schritte unternehmen. Guten Morgen.“

Die Flucht vor dem Weibe.

Die französische Gendarmerie sucht einen Pantoffelhelden. Dreihundert Kilometer zu Fuß in Holzpantinen.

Von Georges Monysard-Paris.

Monsieur Grendache aus Bonville im Departement Seine-et-Oise war bisher ein biederer Bäckermeister, dem seine lieben Mitmenschen nichts anderes als einen etwas übertriebenen Respekt vor der streitbaren Gattin nachsagen konnten. Treu und brav buß er sein Brot und seine Hörnchen und bestieg zwei- oder dreimal in der Woche seinen zweirädrigen Wagen, um die Kundschaft in den umliegenden Dörfern mit Backwaren zu versorgen.

So führte er das Leben aller anderen braven französischen Landbäcker, ohne jede Aussicht, einmal außerhalb seines Wirkungskreises bekannt oder gar berühmt zu werden. Doch eines Tages kam für ihn und für Frankreich die große Sensation.

Am einem der letzten Dezembertage des Jahres 1928 war Meister Grendache wieder einmal mit Pferd und Wagen auf die Kundschaft gezogen. Als er abends zur gewohnten

Stunde nicht nach Hause kam, wurde seine Frau recht ungeduldig. Schließlich überwand Madame Grenèche alle Furcht vor der ungewöhnlich grimmigen Kälte und machte sich auf die Suche nach dem Gatten. Ihre Stimmung war alles andere als friedfertig, und sie überlegte schon, welcher Haushaltsgegenstand am geeignetsten sein mochte, um den Säumigen zur Pünktlichkeit zu erziehen.

Sie brauchte nicht weit zu gehen, denn kaum hundert Meter von ihrem Hause entfernt fand sie Pferd und Wagen. Nur der Mann fehlte, mit ihm leider auch die Geldtasche. „Sie haben ihn ermordet und beraubt!“ war der erste Gedanke der liebenden Gattin. Dann kletterte sie in den Wagen, brachte als sorgsame Landfrau das Pferd in den Stall und meldete der Gendarmerie den Verlust. Auch für die Obrigkeit konnte es keinen Zweifel geben: „Grenèche ist Mörderin in die Hände gefallen, und seine Leiche wurde versteckt.“

Also begann am nächsten Tage die Suche nach dem bäckermästerlichen Leichnam. Alle Posten im eigenen Bezirk und in den angrenzenden Departements wurden benachrichtigt, und kein Fußbreit Landes blieb unberührt. Für die Boulevardpresse bildete der Vorfall einen Vederbissen, und sie berichtete in sensationellen Schlagzeilen über die „Affaire Grenèche“. Ganz Frankreich interessierte sich für den armen toten Bäcker, und sein Name wurde innerhalb weniger Tage berühmt. Madame Grenèche, die liebende Gattin, war der schmerzgebeugte Mittelpunkt eines Kreises aufgeregter Reporter und Kriminalisten.

Neun Tage lang suchten Hunderte von Gendarmen und Polizisten umsonst nach der Leiche, und ein immer dichter werdender Nebel verhüllte die Gegend um Grenèche.

Da ries eines Morgens der Gendarmenbezirksvorstand in Orleans im benachbarten Departement Eure-et-Loire bei seinem mit der Leitung der Nachforschungen beauftragten Kollegen in Etampes an: „Heute morgen um sechs Uhr ist der vermiste Grenèche heil und gesund, nur etwas abgekämpft, bei seiner Schwägerin, einer Bauersfrau in Thivars, acht Kilometer von hier, eingetroffen.“

Die Gendarmerei in Etampes, die den armen Bäckermäster schon längst totgesagt hatte, konnte der Meldung nicht recht Glauben schenken. Deshalb setzte sich der Vorstand in den nächsten besten Kraftwagen, raste durch die tiefverschneite Landschaft in einer Stunde nach dem sechzig Kilometer entfernten Thivars, postierte in die Stube der bäckermästerlichen Schwägerin und stand wirklich vor dem etwas verlegenen lächelnden Grenèche.

Dem kleinen Mann mit dem martialischen Schnurrbart und dem furchtbaren dünnen Stimmchen schien das Interesse der hohen Obrigkeit wenig zu behagen, doch schließlich schwang er sich zu einem von ängstlichen Pausen unterbrochenen Bericht auf: „Warum so viel Aufregung um eine ganz einfache Sache? An dem Tage, als ich zuletzt zur Rundschau gefahren war, hatte ich mich ein wenig verspätet und außerdem auch ein bißchen getrunken. Nicht viel gerade, aber es kostete doch etwas Geld aus meiner Tageseinnahme. Sie kennen vielleicht meine Frau noch nicht recht; ein gutes Weib, eine Seele von einem Weib, nur etwas sehr geizig, zählt mir jeden eingenommenen Sou nach und fährt leicht aus der Haut. Sonst hat meine Frau aber gar keine Schattenseiten.“

Wie ich nun so in meinem Wagen duselte, fiel mir plötzlich ihr liebes Gesicht ein, und ich dachte mit Schrecken an den Krach, den sie mir zu Hause machen würde. Sie hat so eine ganz merkwürdige Art, einen mit handgreiflichen Vorhaltungen zu betören. Ohne zu überlegen stieg ich aus dem Wagen und ließ das Pferd laufen, wohin es wollte. „Nur nicht deiner Frau heute noch unter die Augen kommen!“ war mein einziger Gedanke; deshalb ließ ich trotz meiner Holzpantinen in Nacht und Kälte nach dem Bahnhof Saint-Escobille. Dort setzte ich mich in den ersten Zug, der einlief.

So kam ich am Morgen nach Orleans. Auf dem Bahnsteig stand gerade ein anderer Zug. Ich kletterte hinein und bezahlte bis nach Le Mans nach. Als ich dort eintraf, war ich schon zwei Nächte und einen Tag unterwegs. Immer schien es mir, als liege mich meine Frau nicht in Ruhe und liese hinter mir her: „Warum hast du dich verspätet? Wo ist das fehlende Geld?“

Ich gönnte mir deshalb keine Erholung, sondern verlangte einen Fahrchein nach dem ersten Ort, dessen Name mir gerade ins Auge fiel. So kam ich nach Versailles. Ich hielt mich dort nur eine Stunde im Wartesaal auf, dann packte mich wieder die Angst. Mein Geld war zu Ende, und ich lief zu Fuß weiter. Wohin die Landstraße führte, war mir einerlei. Ich lief und lief, und meine Holzpantinen schmerzten sich ab. Es war grimmig kalt. Übernachten konnte ich nicht, deshalb schlief ich stundenweise im Straßengraben. Ich erbettelte mir ein Stück Brot. Zeitungen bekam ich nicht zu Gesicht, deshalb wußte ich nicht, daß man mich in halb Frankreich suchte.

Immer wieder sagte mich der Gedanke an das Strafgericht zu Hause weiter. Eines Tages kam ich in eine große Stadt. Es war wieder Le Mans, das ich erst anfangs der Woche verlassen hatte. Da fiel mir meine Schwägerin in Thivars ein, und kurz entschlossen lief ich auf dem gleichen Weg nach Chartres zurück. So kam ich hierher. Jetzt habe ich genug von der Lauferei, denn dreihundert Kilometer zu Fuß im Winter und in Holzpantinen sind keine Kleinigkeit.“

Begreiflicherweise wurde Monsieur Grenèche nach seiner Beichte nicht mit Handschuhen angefaßt: „Ihres verrückten Streiches wegen sind Hunderte von Gendarmen in Bewegung gesetzt worden. Ihre Frau muß ja ein entsetzlicher Drache sein, daß...“

Da wurde der verschüchterte kleine Pantoffelheld plötzlich aufgebracht: „Bitte, kein respektwidriges Wort mehr über meine Frau! Ich dulde nicht, daß sie beleidigt wird. Sonst bekommen Sie es mit mir zu tun.“ Dann sank er wieder in sich zusammen: „Ach, hoffentlich verzeiht sie mir. Sie wird mich doch wohl abholen und nach Hause bringen?“ — „Ja, das wird sie“, beruhigte ihn ein Gendarm, „und da die Augen ganz Frankreichs heute auf Ihnen ruhen, so wird Ihre liebevolle Gattin diesmal Gnade für Recht ergehen lassen und Sie nicht mit handgreiflichen Vorhaltungen betören.“

So wurde aus der sensationellen „Affaire Grenèche“ eine Komödie. Der tote Monsieur Grenèche hätte sich bestimmt einen besseren Abgang verschafft.



Bunte Chronik



* **Das Wettrennen nach dem Auf.** Wer die Wahl hat, hat die Qual. Das galt auch von einer jungen New Yorkerin, die drei Jünglinge gleich innig in ihr weisses Herz geschlossen hatte. Die Nebenbuhler vertrugen sich trotzdem recht gut, doch bestanden sie nach längeren Werbungen auf eine endgültige Entscheidung. Aber das Mädchen konnte sich nicht zu einer Wahl entschließen. Zu guterletzt wollte sie das Schicksal oder den Zufall bestimmen lassen und sagte: „Nächsten Sonntag seid Ihr alle drei bei meiner Mutter eingeladen. Trefft Euch mit Euren Motorrädern an einem bestimmten Punkt in der Nähe von New York und fahrt zu gleicher Zeit ab. Wer zuerst hier ist, soll den entscheidenden Fuß erhalten.“ Pünktlich begann das Wettrennen am nächsten Sonntag. Doch schon nach wenigen Minuten streifte der Motor des einen. Der Bedauernswerte gab alle Hoffnung auf und machte sich an die Ausbesserung des Schadens. Seine Nebenbuhler aber rasten weiter. Doch auch ihr Wettrennen nahm bald ein Ende, denn ein motorfahrender Verkehrspolizist war noch geschwinde und hielt beide wegen ungebührlichen Schnellaufens an. Als der erste Jüngling nach längerer Reparatur mit hängenden Ohren vor dem Hause der Angebeteten eintraf, empfing den Erstaunten der Siegerlohn.

* **Ein sonderbarer Selbstmordversuch.** Im Zuchthaus von Besgarre in der Gironde wurde ein Sträfling mit Strangulationsmerkmalen am Hals und mit einer Kopfwunde bewußtlos in einer Blutlache vorgefunden. Der Sträfling hatte eine lange Zuchthausstrafe verbüßt und stand kurz vor seiner Entlassung. Aus Furcht, nun wieder in den Strom des Lebens hineingeworfen zu werden, hatte er erst versucht, sich zu erbrockeln und sich dann an der Zellenmauer die Hirnschale zerschmettert. Er wurde sofort ins Hospital gebracht und nach kurzer Zeit wieder hergestellt.



Lustige Rundschau



* **Ratenzahlungen.** „Du könntest doch zufrieden sein, daß wir unsere Wohnungseinrichtung auf Ratenzahlung erhalten haben?“ — „Ja, aber lieber wäre es mir schon, wenn ich diese Raten auch in Ratenzahlung abzahlen könnte.“

* **Kleiner Irrtum.** Arzt: „Ich erkenne jede Krankheit aus den Augen; so sagt mir Ihr rechtes Auge, daß Sie herzkrank sind.“ — Patient: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, das rechte Auge ist ein Glasauge.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Seple; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann & Co., beide in Bromberg.